

Ralf Bachmann

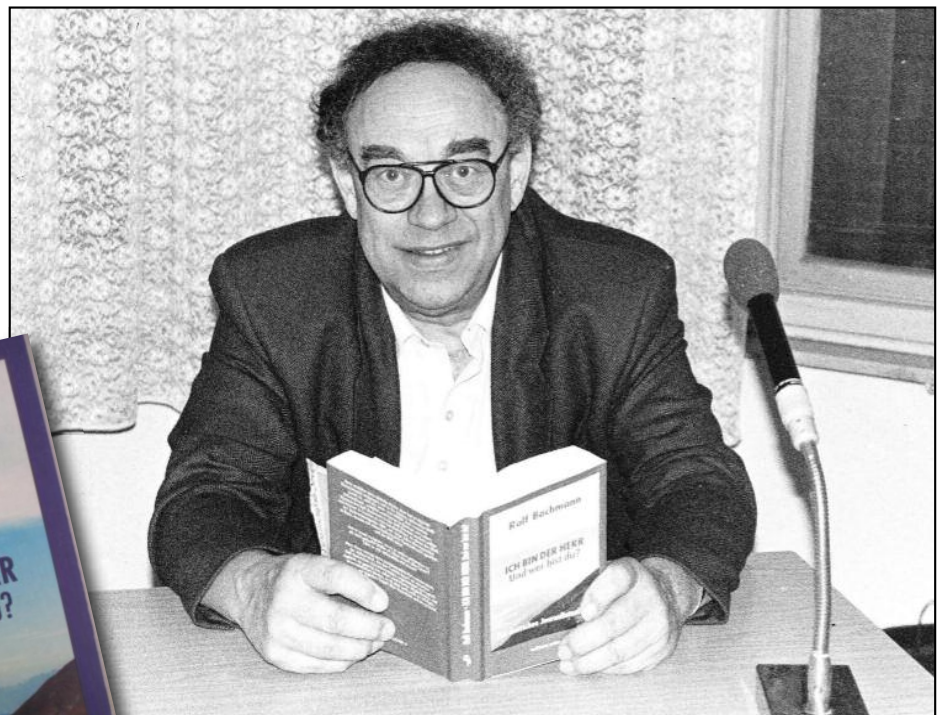
Ich bin der Herr – Und wer bist du?

Es muß Mitte der Neunzigerjahre gewesen sein, als unser Mitglied Wolfgang Wagner mich mit Ralf Bachmann bekannt machte. Gesprächsthemen gab es zuhauf, denn beide hatten im Rahmen ihrer journalistischen Tätigkeit als ADN-Reporter im Mai 1989 auch Blumenau besucht.

In seinem Lebensbericht *Ich bin der Herr – Und wer bist du? – Ein deutsches Journalistenleben* – hatte Bachmann darüber berichtet.

Mit freundlicher Genehmigung der Edition Reiher im Dietz Verlag, stellen wir unseren Mitgliedern diesen Bericht nun vor.

J. Blumenau-Niesel



* 29.12.1929 † 26.08.2015

Lesung 1996

Ralf Bachmann,

Am 26. August 2015 erlag Ralf Bachmann, nach vielen Momenten der Hoffnung, doch zuletzt auch immer wieder schweren Stunden, seiner Krankheit. Im Berliner St.Hedwig-Krankenhaus ist er mit Blick auf die Neue Synagoge friedlich eingeschlafen.

In Erinnerung behalten wir ihn als einen humorvollen Geschichtenerzähler, wachsamem Zeitzeugen, kritischen Journalisten, neugierigen Reisenden, ehrlichen Ratgeber, perfekten Nudelsuppenkoch – aber vor

allem als einen wundervollen Opa, der eine schmerzliche Leere hinterlässt.

Auf dem Rücktitel des Buches steht:

„Kurz nachdem seine jüdische Mutter dem Tod im Nazi-KZ Theresienstadt entgangen und in der kleinen sächsischen Stadt zurück ist, wird der Vater vom NKWD, dem russischen Geheimdienst, verhaftet und kommt in Bautzen ums Leben. Dennoch hat Ralf Bachmann in der DDR Karriere machen wollen und können. Er brachte es vom Lokalredakteur zu einem der Chefs der Nachrichtenagentur ADN, war lange Jahre Korrespondent in Bonn, konnte mit vielen be-

deutenden Staatsmännern sprechen und die Welt sehen.

Hat er heute resigniert, wo es so anders gekommen ist, als einst gedacht? Wußte er schon immer alles besser? Fühlt er sich mitschuldig und woran?

Dem einen vermag diese Autobiographie Mut zuzusprechen, der andere lernt, das ihm Fremde besser zu verstehen. Ralf Bachmanns Journalistenleben, ungewöhnlich und typisch zugleich, ist geprägt von vielen verdorbenen Möglichkeiten und unverwirklichten Idealen, es ist aber auch reich an Erfolgen, Freuden und täglichen Siegen über Dummheit und Unverstand.“

Wer nun neugierig geworden ist: Das Buch ist in der edition reiher des Dietz Verlages Berlin erschienen und hat die ISBN-Nummer 3-320-01901-5.

Wolfgang Wagner

Ralf Bachmann

*Leben und Tod sind Geschwister
Gedanken eines alten Mannes und einiger
anderer Herren über das Sterben.*

Leben und Tod sind Geschwister, die sich nicht ängstlich meiden sollten, schrieb Theodor Fontane in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ fast beiläufig. Wenn er damit recht hat, wird diesen Geschwistern gegenüber das Gleichheitsgebot der Verfassung grob verletzt. Das Leben wird gehätschelt und gepflegt, der Tod gehasst und verdrängt, wann immer es möglich ist.

Warum sind Volkstrauer- und Totengedenktage ausnahmslos auf den Spätherbst gelegt worden? Die Antwort ist einfach. Vorher haben wir dafür keine Zeit. Im Frühling, wenn alles grünt und blüht, mag keiner an Sterben denken. Im warmen Sommer freuen wir uns am Werden und Wachsen der Früchte und ärgern uns über das, was abstirbt und welkt. Im Herbst warten wir ungeduldig auf die Ernte. Selbst der Oktober erscheint uns noch golden. Erst im November, wenn die Tage trüber werden und der Wind von den Bäumen das Laub reißt, bekommt der Tod in unseren Gedanken einen Platz, und der ist trist. Der Tod, will Fontane aber sagen, gehört so selbstverständlich zu unserer Existenz wie die Geburt, das Ziel zum Lauf wie der Start, der Schlusspunkt zum Satz wie der Anfangsbuchstabe.

Wer glaubt, das Sterben sei nur ein Komma, hinter dem der Hauptsatz erst beginnt, mag auf den Himmel hoffen, den Heinrich Heine den Engeln und den Spatzen überlässt. Hat es schwerer, wer nicht vom Jenseits träumt? Nein, im Gegenteil, meint der Schweizer Nationaldichter Gottfried Keller, nachdem er sich „das Trugbild der Unsterblichkeit“ aus dem Sinne geschlagen hatte. Da er „keine Aussicht habe, das Versäumte in irgendeinem Winkel der Welt nachzuholen“, erscheine ihm die Welt unendlich schöner und tiefer, das Leben wertvoller und intensiver und der Tod ernster und verpflichtender. Poetisch formuliert Keller das in einem seiner schönsten Gedichte: „Ich fahre auf dem klaren Strome, er rinnt mir kühlend durch die Hand. Ich schau hinauf zum blauen Dome und such - kein bessres Vaterland.“

Der Tod ist ein Gleichmacher, ihm kann keiner entgehen. Der Papst und der Atheist, die Königin und der Lakai, der Ölmagnat und die Hure, der Feldmarschall und der brave Soldat Schwejk – sie alle müssen früher oder später sterben, egal ob sie den Tod ersehnen oder verlachen, ob sie ihn weinend befürchten oder gleichmütig erwarten. Die Frist, die man fürs Dasein hat, kann lang oder kurz sein, sie bleibt immer

endlich. Wer das Leben verlängern will, muss wissen: Nicht auf die Zahl der verbleibenden Tage kommt es an, sondern darauf, wie sinnvoll man sie nutzt. Am besten hat das Wilhelm Busch bildhaft gemacht.

„Es sitzt ein Vogel auf dem Leim.
Er flattert sehr und kann nicht heim.
Ein schwarzer Kater schleicht herzu,
Die Krallen scharf, die Augen gluh.
Am Baum hinauf und immer höher
Kommt er dem armen Vogel näher.
Der Vogel denkt: Weil das so ist
Und weil mich doch der Kater frisst,
So will ich keine Zeit verlieren,
Will noch ein wenig quinquilieren
Und lustig pfeifen wie zuvor.“

Der Vogel, scheint mir, hat Humor.“
Wenn das Sterben schon unumgänglich ist, muss man mit ihm umgehen lernen. Wohl dem, dessen Verhältnis zum Tod so unverkrampft ist wie bei Woody Allen, von dem der Satz stammt: „Ich habe keine Angst vor dem Sterben. Ich möchte nur nicht dabei sein, wenn es geschieht.“ Oder beim Tischler in Ferdinand Raimunds viel gesungenem Hobellied, der sich taub stellen will, wenn der Tod ihn „zupft“, aber seinen Hobel hinzulegen und der Welt Ade zu sagen bereit ist, sagt jener freundlich zu ihm: „Lieber Valentin, mach keine Umständ', geh.“ Die Klassiker meinten augenscheinlich, der Tod verliere viel von seinem Schrecken, wenn man ganz menschlich und auf gleicher Augenhöhe mit ihm verhandeln lässt. In einem Gedicht von Lessing will der Tod einen Weintrinker holen, akzeptiert aber das Versprechen seines Opfers, Mediziner zu werden und ihm die Hälfte seiner Kranken zu überlassen:

„Gut, wenn das ist, magst du leben.
Nur sei mir ergeben!
Lebe, bis du satt geküsst
Und des Trinkens müde bist.“

Bei Ludwig Gleim ruft ein Greis von 88 Jahren, der ein großes Bündel Reisig nicht mehr zu schleppen vermag und es vor Mattheit absetzt, den Tod herbei. Der kommt postwendend und fragt den Alten, ob er ihn für immer von seiner schweren Last befreien soll.

„Ach, lieber Tod“, versetzt darauf der arme Greis, „hilf sie mir auf!“
Das Personifizieren des Todes ist in der Literatur häufig und geht auf den alten Volksglauben vom Tod als einem Knochenmann mit Hippe zurück, der sich in vielen Redensarten und Wendungen bis heute erhalten hat: mit dem Tode ringen, der Tod hat angeklopft, den Tod vor Augen sehen, amerikanisch: to shake hands with death. Die Sprache wimmelt überhaupt von Bildern mit dem Tod. Einer sieht aus wie der leibhaftige Tod, der andere ist tausend Tode gestorben, dem Dritten nahm der Tod die Feder aus der Hand. Auch zu Superlativen kommt man mit seiner Hilfe. Viele, die sich

totgelacht haben, leben noch heute. Wenn es im Saale totenstill wurde, folgt todsicher bald stürmischer Beifall, es sei denn, das Publikum ist todmüde.

Aber Vorsicht: Todsich hat mit dem Senenmann nichts zu tun, es stammt vom französischen tout chic ab. Und todsicher verwirrte mich in der Schule. An der Uhr des Leipziger Neuen Rathauses steht der lateinische Spruch: Mors certa, hora incerta. Was heißt das, testete mich der Pauker mit einem alten Lateinlehrerkalauer: Der Tod ist gewiss, die Stunde ungewiss oder Todsicher geht die Uhr falsch. Er war vielleicht überzeugt, dass ich als Antwort wissend lache. Doch ich wurde nur stutzig. Eigentlich stimmt beides, sagte ich zögernd. Da stutzte er.

Im 90. Psalm befasst sich Moses, der Gottesknecht, gemäß der Lutherschen Bibelübersetzung unter anderem mit der durchschnittlichen Lebenserwartung des Menschen: „Unser Leben währet 70, wenn es hoch kommt 80 Jahre, und wenn es köstlich war, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Geht man vom Alter anderer biblischer Gestalten aus, man denke nur an Methusalem mit seinen 969 Lenzen und an die (zugegebenermaßen mit göttlicher Hilfe erfolgte) Nachwuchszeugung bei Abraham (99) und Sara (96), ist das für damals eher zu niedrig angesetzt. Und heute kann man bekanntlich mit 80 noch Bundeskanzler sein und mit 106 gar auf der Bühne singen. Dennoch: Wer 80 erreicht hat, muss schon an argem Realitätsschwund leiden, wenn er nicht wahrhaben will, dass am nahen Ende des Tunnels kein Licht mehr ist. Darüber zu jammern ist sinnlos und dumm. Vor der großen Abreise muss man frohen Mutes die nötigen Koffer packen und sein Haus bestellen, so gut es geht. Stellt sich heraus, dass man diese Arbeit zu früh angepackt hat - umso besser, dann kann man geschenkte Tage, Monate oder Jahre unbeschwert genießen.

Zugegeben, ich habe um der positiven Aussage willen manches physische und psychische Wehwehchen der lebensfrohen, aber schmerzgeplagten Altrentner unserer Tage unterschlagen, obwohl die zu ihren Lieblingsthemen zählen. Aber vielleicht wird ja eines Tages am Himmelsthron über den Verbesserungsvorschlag nachgedacht, den Otto Reutter schon vor 85 Jahren für den Ablauf des Lebens zur Diskussion gestellt hat, eine Idee, die heute mit einem Schlag die unseligen Folgen des demografischen Wandels beheben könnte:

Der Tod ist ein schlechter Abschluss vom Leben.

Es wäre viel schöner sicherlich:
Erst sterben,
dann hätte man's hinter sich –
Und nachher leben.

**Ralf Bachmann, Ich bin der Herr,
und wer bist Du?**

Ein deutsches Journalistenleben

edition reiher im Dietz-Verlag 1995

S. 332 ff

Als ich noch in Berlin auf der Karte sah, daß Blumenau nur einen Katzensprung von São Paulo entfernt sei, nahm ich eine Stippvisite nach dort, ins Programm auf. Schließlich erschienen hier in der größten Zeitung, dem „Jornal de Santa Catarina“, unter der Rubrik „Aus der alten Heimat“ alle vierzehn Tage mit Alfredo Wilhelms* Hilfe, Wort- und Bildinformationen des ADN. Das andere Wochenende gehörte der DPA und dem Westen. Alle Texte dazu waren portugiesisch und deutsch abgefasst. Der Katzensprung erwies sich dann zwar als ein echt brasilianischer – ein Flug von über 700 Kilometern – aber die Begegnung mit Blumenau war diesen Abstecher wert.

Alfredo hatte alles bestens vorbereitet. An der Bibliothek war sogar uns zu Ehren, die DDR-Fahne aufgezogen worden. Dort lernten wir die Geschichte Blumenaus kennen. Sie begann in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Apotheker und Naturwissenschaftler Dr. Hermann Blumenau aus Hasselfelde im Harz, beschloß, in Brasilien eine neue Heimat zu suchen. Er landete nach

Abenteuern an den von Urwald bedeckten Bergen umgebenen Ufern des Itatjaí, wo er mit zunächst nur siebzehn Gefährten begann, dem Dschungel ein Stück Land zu entreißen und es zu kolonisieren. Blumenau war eine jener knorrigen Gestalten, des vergangenen Jahrhunderts, die sich durch Schicksalsschläge, Bankrotte, Krankheiten, familiäre Probleme und Beamtenwillkür nicht von dem abbringen ließen, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatten. Er führte die Ansiedlung mit sicherer Hand über die schwierige Anfangsphase und machte aus ihr ein blühendes Städtchen, das sich auch nach seinem Tode kräftig weiterentwickelte.

Heute hat Blumenau dreihunderttausend Einwohner und ist ein Zentrum der Textilindustrie, der Landwirtschaft und des Tourismus im Staate Santa Catarina. Ihren deutschen Ursprung kann die Stadt nicht leugnen. Manche der markantesten Gebäude, so das neue Rathaus und der Sitz der alten Firma Möllmann, könnten aus Harzstädtchen wie Stolberg und Osterode hierher versetzt worden sein. Aus Nostalgie und als Besucherattraktion wurden

selbst moderne Betonbauten mit Pseudofachwerk verkleidet, was man freilich in den Nachbarorten mit Naserümpfen quittierte.

Am deutschesten aber ist das Blumenauer Oktoberfest, alljährlich nach dem Karneval von Rio das größte Volksfest Brasiliens. Altdeutsche Trachten, Bräuche und Gesänge, Eisbein mit Sauerkraut – in Gaststätten wie „Frohsinn“ oder „Zum Bier-schloß“ auch auf der portugiesischen Speisekarte deutschsprachig angeboten – und vor allem deutsches Bier „Made in Blumenau“ ziehen Millionen aus der ganzen westlichen Hemisphäre in den Ort und seine teils liebliche, teils wildromantische Umgebung. Verständigungsprobleme gibt es allerdings manchmal schon, wenn man



versucht, auf deutsch zu bestellen, nur weil die Kellnerin im Dirndlkleid serviert. Es gibt seit längerem in Blumenau inzwischen weit mehr deutsche Familiennamen als des Deutschen Kundige. Eine deutsche Tageszeitung, wie einst der „Urwaldsbote“, dessen martialisch-nationalistische Frontberichterstattung vom Ersten Weltkrieg ich im historischen Archiv schaudernd las, hätte im Blumenau der Gegenwart keine Existenzgrundlage mehr. Daran haben auch manche Probleme schuld, die Brasilien noch bis in die vierziger Jahre mit seinen Deutschen hatte. Die Brasilianer sagten aber nicht „Ausländer raus!“ Aus Prinzip nicht. Im Gegenteil.

Seit Jahren bemüht man sich auch in der brasilianischen Hauptstadt darum, vor allem bei den jungen Deutschstämmigen, mehr Interesse am Erlernen der Sprache ihrer Vorfahren zu wecken und zu fördern, denn man möchte, daß die deutsche Insel im Süden bestehen bleibt, die auf diesem Flecken Erde einen genauso exotischen Anstrich hat, wie ein Indianerstamm in der Lüneburger Heide, und an der man nicht zuletzt auch einen relativen Wohl-

stand demonstrieren kann. Favelas gibt es hier nicht, und die Kriminalität liegt weit unter dem Landesdurchschnitt.

Oberbürgermeister Wilson Kleinübung, er ist inzwischen zum Gouverneur des Staates Santa Catarina avanciert, freute sich sichtlich über den Besuch aus der DDR. Er empfing uns in seinem Amtszimmer und schenkte mir einen Bildband über die „Blonde Stadt im Süden“. Deutsch sprach Herr Kleinübung nicht. Das konnte einer seiner Mitarbeiter, den er mir grinsend rufen lies, um so besser: Herr Harald Bachmann. Die kurze gemeinsame Ahnenforschung ergab, daß unsere Herkunftsorte gar nicht so weit auseinanderliegen. Seine Familie war einst aus Limbach-Oberfrohna in Sachsen gekommen.

Anhand von Karteikarten im Archiv konnte ich erfahren, daß die meisten Pionierfamilien ihre Heimat in Sachsen, Thüringen und Anhalt gehabt haben. Das Interesse an Informationen speziell aus dem östlichen Teil Deutschlands hatte also nichts mit Politik zu tun.

Mit Hasselfelde bestanden schon seit längerem offizielle Beziehungen. Allerdings stieß die von uns übermittelte Bitte zur Herstellung einer Städtepartnerschaft, die ja nahegelegen hätte, später in Berlin auf taube Ohren. Ebenso wenig wurde auf Luiza Erundinas gewichtigen Vorschlag, in der DDR eine Partnerstadt für

São Paulo zu benennen, reagiert. Wahrscheinlich hatte man Angst vor teuren und sicherheitsgefährdenden Reisewünschen.

Wir konnten uns trotzdem für unseren Empfang in Blumenau bedanken, was sonst selten gelang. Unter den sechs Millionen Fotos im Bildarchiv der ADN fand sich ein rundes Dutzend unbekannter Motive aus dem alten und ältesten Blumenau, die Wolfgang Wagner den gerührten Honoratioren rechtzeitig zu einem großen Stadtjubiläum überreichen durfte.

Nach der Wende ist in Hasselfelde ein Verein der Freunde Blumenaus entstanden, dem die Urenkelin des Stadtgründers, Jutta Blumenau, angehört.

Der Abschied aus dieser lebenswürdigen Stadt fiel uns so schwer, daß wir noch einmal um ein Haar das Flugzeug verpasst hätten. Auf uns selbst wartete man, das Gepäck aber kam erst mit der nächsten Maschine. So sahen wir in Rio de Janeiro Koffer um Koffer über das Band rollen, bis es stand und wir versteinert feststellen mußten: Von uns ist nichts dabei ...

* Alfredo Wilhelm, deutschsprachiger Korrespondent bei der Stadtverwaltung in Blumenau SC

Aus meinen jungen Jahren

Bernd Breuer berichtet über seine Reise nach Südamerika Teil 2 und Schluß

„Mein nächstes Ziel hieß São Paulo – dort sollte ich Landsleute meines Freundes Antonio besuchen. Auf dem nahegelegenen Bahnhof fragte ich vorsorglich mal nach dem billigsten Ticket und war perplex, für die fast 500 km lange Strecke nur DM 2,30 bezahlen zu müssen; „a dedo“ (trampen) lohnt sich dann doch wirklich nicht. Die herrliche Fahrt dauerte 13 Stunden, und ich sah viel mehr als im doppelt so schnellen Schnellzug, der DM 16,00 gekostet hätte.

In São Paulo wurde ich für mehrere Tage von Verwandten Antonios aufgenommen und genoß erneut herzliche spanische Gastfreundschaft. Am meisten beeindruckte mich das Schlangenzentrum Butantan. Zum Abschied von der größten Stadt Südamerikas schenkten mir meine Gastgeber eine Fahrkarte nach Curitiba und begleiteten mich zum Busbahnhof – die Familienmitglieder hatten zusammengelegt, um mir eine sichere Reise in die Hauptstadt von Paraná zu ermöglichen. Ich war sprachlos vor Dankbarkeit.

Nach angenehmer Fahrt und einer Übernachtung fing hier nun endlich mein Abenteuer in Südamerika an: ich versuchte es nun tatsächlich „a corona“ wie man hier nun das Trampen nannte. Nach langem Fußmarsch durch die Vorstadt endete plötzlich die asphaltierte Straße – sie ging in einen Schotterweg über. Am Straßenrand stand ein LKW, dessen Fahrer gerade unter dem Motor hervorkroch.

Er verstand mein neues Kauderwelsch in „portofino!“ und ließ mich einsteigen – offenbar froh, nicht allein zu fahren. Nach einiger Zeit fuhren wir durch menschenleeres Gebiet. Da entdeckte ich einen Revolver auf der Bank zwischen dem Fahrer und mir. Als er mein Entsetzen bemerkte, warf er ihn lachend ins Handschuhfach und sagte: „Auf meinen langen Reisen gibt es überall Wegelagerer – das Ding brauche ich zu meinem Selbstschutz.“ Ich war erleichtert – er hätte mich ja auch problemlos im Urwald aus dem LKW rausschmeißen können – ohne meinen Rucksack...

Von Joinville leistete ich mir eine Busfahrt nach Blumenau, das nach wenigen Stunden erreicht war. Die Anschrift meiner Verwandten kannte ich nicht – ich kannte nur die Nummer ihres Postfachs: CP 3, deren Eigentümer ich bei der Post leicht ermitteln konnte: es war die Livraria Alemã von Familie Köhler – frühere Herausgeber des „Urwaldsboten“, Rua 15 de Novembro. Als ich mich auf deutsch vorstellte und nach der Anschrift von Elisabeth Schleiff fragte, waren die Angestellten sehr betreten und zögerten die Antwort hinaus: sollte die Tante etwa verstorben sein? Tatsächlich lag sie im Krankenhaus und ich sollte zum Lebensmittelgeschäft der Familie Kieckbusch gegenüber vom Cine Busch gehen, wo ich dann auch wohnen durfte. Die



Bernd Breuer 2015

deutschstämmige Familie mit vier Kindern war mit den Schleiffs befreundet und ich genoss über 14 Tage ihre Gastfreundschaft. Am nächsten Tag besuchte ich meine Großtante im deutschen Krankenhaus. Sie war von der Leiter gefallen und hatte sich den Oberschenkelhals gebrochen. Nach ihrer Entlassung wohnte ich dann bei ihr und ihrer Haushälterin vier Wochen lang in einer bescheidenen Holzhütte an der Velha, Rua Luebke. In dieser Zeit lernte ich viele deutschstämmige Einwanderer kennen, die meinen Großonkel Victor Schleiff noch gut kannten und offenbar sehr schätzten: er hatte sowohl als Lehrer, dann als Chefredakteur beim „Urwaldsboten“ und als talentierter Heimatdichter eine Brückenfunktion zwischen alter und neuer Heimat ausgefüllt und war weit über Blumenau hinaus bekannt. Mein Großonkel hatte auch Festschriften und Volksdramen geschrieben, die in deutschsprachigen Schulen aufgeführt wurden. Außerdem verfaßte er mehr als 300 Gedichte, einige davon in pommerschem Platt, von denen manche auch im „Urwaldsboten“ abgedruckt wurden. Diese bekannteste deutsche Zeitung mußte 1942 ihr Erscheinen einstellen, denn die



Bernd Breuer 1960

deutsche Sprache war seit 1942, mit Brasiliens Eintritt in den zweiten Weltkrieg, verboten. Viele Landsleute wurden verhaftet und verbrachten oft lange Zeit in Lagern – nur weil sie deutsch gesprochen oder deutsche Lieder gesungen hatten. Auch die Schleiffs mußten sich bis zum Ende des Krieges verstecken. Aber 1960, als ich in Blumenau eintraf, durfte man längst wieder öffentlich deutsch sprechen und die Mehrzahl der Blumenauer tat es auch. Die mitgebrachten 100 Dias zeigte ich meinen Gastgebern und deren Freunden und Bekannten. Ein Interview im Radio erfolgte auf Deutsch! Ich wurde Mitglied im Posaunenchor der evangelischen Kirche und erlebte mein erstes Weihnachtsfest in den Tropen. Aber auch dieser unbeschwerter Aufenthalt ging einmal zu Ende. Nach 6 Wochen brach ich auf – nach Süden. In einem LKW durfte ich bis Porto Alegre mitreisen. Die Fahrt dauerte rund 48 Stunden und ging durch imposantes Bergland.

Auf halbem Wege bei Lajes erreichten wir die gerade vom Präsidenten eingeweihte Fernstraße BR 2 von Porto Alegre nach Brasilia, und wir gerieten mitten hinein in den Festtrubel. Die Militärkapelle spielte, als wir ankamen. Dann ging es weiter nach Porto Alegre, der Hauptstadt von Rio Grande do Sul, wo ich bald einen echten Gaucho getroffen habe.“

IMPRESSUM

Mitteilungen der Blumenau-Gesellschaft e.V.
Comunicações da Sociedade Cultural Blumenau – Alemanha; ISSN 1619-8085

Vorsitzende: Jutta Blumenau-Niesel; Berlin

Herausgeber: Blumenau-Gesellschaft e.V. Gemeinnütziger Verein
c/o Touristeninformation, Breite Straße 17, 38899 Hasselfelde/Harz
Tel. 03 94 59 / 7 13 69 o. 7 60 59;
E-Mail: hasselfelde.harz@t-online.de

Bankverbindung: Harzsparkasse Wernigerode, Kto. 380 314 096, BLZ 810 520 00

Redaktion: J. Blumenau-Niesel (V.i.S.d.P.), Dr. H. J. Niesel

Satz & Layout: Peter Könnecke

Publikation: 23. Jg., Heft 3-2015

Mitgliedsbeiträge:

Mitglieder	25,00 /Jahr
Unternehmen/Einrichtungen	65,00 /Jahr
Studenten	15,00 /Jahr

Im Mitgliedsbeitrag ist die kostenlose Lieferung der *Mitteilungen* eingeschlossen. Für zusätzliche Lieferungen der *Mitteilungen* wird ein Betrag von 3,00 € erhoben.

Hinweise: Alle redaktionellen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Abdruck und Veröffentlichung – auch auszugsweise – nur mit Urheberrechtsnachweis und einem Belegexemplar an die Blumenau-Gesellschaft. Mit vollem Namen gekennzeichnete Artikel liegen in der Verantwortung des Verfassers.